

Jan Kuhlbrodt: „Krüppelpassion oder Vom Gehen“

Memento mori

Von Sieglinde Geisel

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 01.12.2023

Was heißt es, mit Multipler Sklerose zu leben? Der an MS erkrankte Schriftsteller Jan Kuhlbrodt erzählt in „Krüppelpassion“ vom Verlust des Gehens, von den Büchern, die ihm das Reisen ersetzen, und vom Schwinden der eigenen Zukunft.

Seit vielen Jahren leidet Jan Kuhlbrodt an Multipler Sklerose, schon seine Mutter hatte MS. „Krüppelpassion“ handelt davon, wie es sich anfühlt, mit dieser Krankheit zu leben. Der Ich-Erzähler, der mit dem Autor Jan Kuhlbrodt weitgehend identisch ist, schlägt Begriffe in Wikipedia nach und stellt fest:

„Einfache Sätze, die mir ein Verständnis signalisieren. Vielleicht ist eben das das Prinzip dieses Textes.“

Was für eine Art Buch hier entsteht, findet der Autor erst während des Schreibens heraus. Er berichtet von den unberechenbaren Symptomen seiner Krankheit: Er erzählt vom allmählichen Verlust des Gehens, an das er keine Erinnerung mehr hat. Spasmen hindern ihn am Schlafen, und ein plötzlicher, kaum beherrschbarer Urinierdrang bringt ihn in beschämende Situationen.

Nichts beschönigt

Bei der MS entstehen die Symptome, weil Nervenimpulse nicht weitergegeben werden.

„Es fühlte sich in etwa an, wie wenn man beim Fangen in die Luft greift. Manchmal schossen die kleinen Stromstöße, die die Nervenbahnen entlang glitten, einfach ins Leere oder lösten sich irgendwie plötzlich auf.“

Kuhlbrodt beschönigt nichts, das signalisiert schon der Titel seines Buchs. „Krüppelpassion“ ist auch eine Anklage: Krüppel nennen dürfe man chronisch Kranke zwar nicht mehr – aber sie so behandeln durchaus. „Zutritt nur für Weiße“ – ein solches Schild wäre undenkbar etwa am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Kuhlbrodt hat hier studiert und unterrichtet, doch mit seinem Rollstuhl kann er die Treppen nicht mehr überwinden. „Zutritt nur für Gehende“: ein solches Schild würde der Realität entsprechen.

Jan Kuhlbrodt

Krüppelpassion oder Vom Gehen

Gans Verlag, Berlin

240 Seiten

30 Euro

Auch das Ende von Corona für ihn keine Befreiung, im Gegenteil: Für ihn blieb alles wie im Lockdown –

„nur dass sich die Anderen wieder treffen und ich nicht mal eingeladen werde, wegen der Treppen und um mich nicht zu beschämen. (Das musste jetzt raus, weil ich sonst platze.)“

Schreiben als Freiheit in der Diktatur der Krankheit

Das Buch erschöpft sich keineswegs darin, über die Krankheit und ihre Folgen aufzuklären, im Gegenteil: Die Krankheit, die mehr und mehr sein Leben beherrscht, dürfe diesen Text nicht dominieren.

„Mein Text soll immer mir gehören, wie ein Moment Freiheit in der Diktatur. Wie damals ein Punkkonzert in einem Kirchenkeller der untergegangenen Diktatur.“

Jan Kuhlbrodt denkt in diesem Buch über das Schwinden seiner Zukunft nach: Ein Memento mori durchzieht den ganzen Text.

„Dieser Roman wird also aller Voraussicht nach mein letzter Roman sein“, heißt es nach etwa achtzig Seiten.

„Vielleicht wird es mein einziger, oder es wird, wie meine anderen Romane, gar kein Roman, sondern nur etwas, von dem ich mir gewünscht habe, dass es ein Roman werden könnte, ganz klassisch, ein Entwicklungsroman.“

Als Roman kann man das Buch in der Tat kaum bezeichnen. Es besteht aus vielen kurzen Kapiteln: Wir lesen Tagebuch-Einträge, Erinnerungen an eine Kindheit in Karl-Marx-Stadt, und immer wieder kommen die drei Jahre bei der NVA zur Sprache. Die Lektüre von Science-Fiction-Romanen hatte in dem Jugendlichen damals den Wunsch geweckt, Kosmonaut zu werden, und dafür war in der DDR eine Militärlaufbahn die Voraussetzung. Der Entschluss, Berufsoffizier zu werden, erwies sich als folgenschwerer Irrtum: Rückblickend hat Jan Kuhlbrodt sogar den Verdacht, die Krankheit könnte in seiner Zeit als Soldat ihren Ursprung haben.

Der Tod hat seinen Schrecken verloren

Ein weiteres ständig wiederkehrendes Thema ist die Literatur. An Bücher auf den oberen Regalbrettern kommt der Ich-Erzähler nicht mehr heran, deshalb lebt er zwischen Bücherstapeln, Bücher ersetzen ihm das Reisen, manchmal auch das Leben. Er berichtet von seiner Lektüre, und er streut Zitate und Gedichte in seinen Text, zum Beispiel die Verse des Hohelieds Salomos, in denen der Geliebte als Gazelle oder Hirschböcklein besungen wird, das über Hügel springt.

„Wird er noch der Liebste sein, wenn er hinkt, über die Berge kriecht?“

fragt sich Kuhlbrodt im Rollstuhl. Dicke Bücher habe er noch nie gelesen, so gesteht der Ich-Erzähler. In einer berührenden Passage über Thomas Pynchon sagt er über dessen Tausendseiten-Wälzer „Mason & Dixon“:

„Ich liebe dieses Buch wie kein zweites. Es ist das Kernstück meiner Sammlung nicht zu Ende gelesener Bücher. Manchmal nehme ich es eine Weile aus dem Regal, schlage es an irgendeiner Stelle auf, und betrachte die Seiten, komme ins Lesen, breche bald ab.“

„Krüppelpassion“ enthält stärkere und schwächere Passagen. Den großen Bogen eines Entwicklungsromans muss man sich notdürftig selbst zusammenbauen. Doch vielleicht will dieses Buch gar nicht so sehr Literatur sein. Es beginnt und endet mit dem Tod, und das Memento mori ist vielleicht das, was die vielen Kapitel am ehesten zusammenhält.

„Wie meine Mutter, so werde auch ich einmal liegen.“

heißt es auf den ersten Seiten. Die Krankheit schalte seinen Körper nach und nach ab, stellt der Autor nüchtern fest, und wenn er ihn auch nicht herbeisehne, so habe der Tod doch seinen Schrecken verloren. Lange, bevor die Krankheit bei ihm ausbrach, betreute Kuhlbrodt im Rahmen eines Studentenjobs einen MS-Kranken. Die Erinnerung an dessen Tod führt ihn zur Erkenntnis:

„Wir sind alle Sterbebegleiter, und keiner wird der Letzte sein, der stirbt.“

So der letzte, große Satz des Buchs. Mit diesen Worten stellt Jan Kuhlbrodt die Gemeinschaft wieder her, die ihm als „Krüppel“ verweigert wird.